



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

D., F.: Aus den Reiseerinnerungen eines alten Malers.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus den Reiseerinnerungen eines alten Malers.

Ich habe manches schöne Fleckchen Erde gesehen, von den sonnenhellen Buchten der südlichen Meere bis hinauf zu den eisumstarrten Fjorden Norwegens, und manchen Sommer in unserm bayrischen Hochlande fröhlich verbummelt; — man nannte das zu meiner Zeit Landschaftsstudien machen, und das waren mir immer von allen Studien die liebsten. Was waren das fröhliche Wanderungen in der eisenbahnlosen Zeit mit leichtem Sinn, leichtem Känzlel und einem, für alles Schöne begeisterten Herzen. Aber so viel ich auch des Herrlichen gesehen, so recht angethan bis ins innerste Herz hinein hat mir's vor Allem ein kleines Felseneiland: die traumhaft schöne Insel Capri im Golf von Neapel. Freilich war es wohl nicht die Schönheit der Gegend allein, es hatte das nebenbei noch seinen Grund in einem Stückchen Jugengeschichte und davon möchte ich Ihnen erzählen.

Ich war ein junger, fröhlicher Geselle, und genoß damals schon eine Art von Ruf als Portraitmaler, hatte ich doch sogar schon einige Prinzessinnen abkonterfeyen dürfen; man sagte mir aber, um die rechte künstlerische Weiße zu erhalten, müsse man nothwendig nach Italien gehen, und das leuchtete mir ein, konnte ich mir doch keine angenehmere Manier vorstellen, den heiligen Künstlergeist auf mich herabschweben zu lassen, als in dem schönen Italien mit der großen Vergangenheit, den herrlichen Kunstschätzen, dem trefflichen Wein und den schönen Frauen. Ich will es aber ehrlich bekennen, ich verstand Rom und die Alterthümer und die Kunstschätze noch nicht; ich glaubte Raphael und die Antike emsig zu studiren, zeichnete und malte stetig nach dem Modell, indessen so recht viel habe ich damals wohl kaum profitirt. Sonst aber gefiel mir's über die Maßen, ich fand dort liebe Freunde wieder, mancher neue, innige Freundschaftsbund wurde geknüpft; den großen Thorwaldsen, Overbeck, Koch, Horace Vernet und Andere, zu jener Zeit auf der Höhe ihres Ruhmes stehende Künstler lernte ich damals persönlich kennen. Außerdem schwelgte ich nach Herzenslust in der göttlichen Natur, der Campagna und den Bergen von Albano, Tivoli und Subiaco.

So kam der Mai heran und mit ihm die Zeit, nach Neapel zu gehen.

In Gesellschaft zweier deutscher Maler, Palme und Jäger*), pilgerte ich über Terracina und Gaëta nach der himmlischen Meerbücht. Wer jemals dort war, weiß, wie berauschend der Anblick des blauen Meeres mit seinen entzückenden Ufern, der Düst der Orangenwälder zwischen dem ernsten Dunkel der Cyressen und Pinien auf ein junges empfängliches Gemüth wirkt. Ich war der Wirklichkeit entrückt, denn jede Stunde in diesem Paradiese entfaltete neue, ungeahnte Genüsse, als wir plötzlich aus unserm süßen Taumel durch die Schreckensnachricht geweckt wurden: „Die Cholera ist ausgebrochen!“

Der König und die königl. Familie hatten sich sogleich nach Caserta, die Königin Wittve gar nach Triest geflüchtet; der größte Theil des Adels, selbst die meisten Aerzte, sich im ersten Schrecken aus dem Staube gemacht. So wüthete die Seuche nun gräßlich, besonders in den untern Schichten des Volkes. Die bekannten Brunnenvergiftungsgeschichten waren in Aller Munde; Leichenzüge, von zerlumptem, wehklagendem Volk begleitet, Processionen mit qualmenden Fackeln und schauerlich verummten Gestalten mit ihrem eintönig plärrenden Gesang zogen unaufhörlich durch die verödeten Straßen und machten das sonst so heitere Neapel zu einem von Tag zu Tag unheimlicheren Aufenthalt. Da war es auch Zeit für uns, wir sagten der verpesteten Stadt Ade und fuhren im leichten Fischerboot hinüber nach dem reizenden Felsen-eiland.

Wie hob sich uns die beklemmte Brust, als wir den verderbendrohenden Mauern entronnen, das wonnevolle Gestade betraten, wo Alles nur Gesundheit, Frieden und Glück zu athmen schien.

Capri war damals, wo es noch keine Photographien und keinen Bäderer gab, lange nicht so bekannt wie jetzt, und von Fremden nur wenig besucht. Die berühmte blaue Grotte war erst wenige Jahre zuvor von den deutschen Malern Fries und Kopisch entdeckt worden und ihr Besuch galt noch immer für ein gefährliches Wagniß, sowohl wegen der engen Einfahrt, an der man leicht zerschellen konnte, als auch, weil sie im Rufe stand, böse Geister zu beherbergen.

Auch in der Grotte des Mytromaceto, oder, wie die Mädchen sie nannten, „Grotta di Matrimonio“ (Heiraths-Grotte) sollte es nicht recht geheuer sein. Wir glaubten ihnen aufs Wort, denn damals hielten wir selbst noch nicht viel vom Heirathen.

Wurden wir auch in den ersten Tagen in Pagari's gastfreundlichem Hause mit etwas scheuen Blicken beobachtet — man fürchtete, wir könnten wohl gar die böse Krankheit mitgebracht haben — so schloß man doch bald aus unserm fröhlichen Sinn und vortrefflichem Appetit auf unzweifelhaftes

*) Gustav Jäger, gestorben 1871, als Director der Academie in Leipzig.

Wohlbefinden, kam uns zutraulich entgegen und bald standen wir mit der Familie auf bestem Fuß. Der einzige Sohn, ein gutmüthiger ziemlich indolenter Geselle kümmerte sich wenig um uns, sondern lediglich um die Wachteljagd, deren Erträgnisse einen willkommenen Zuwachs zu unserer Mittagstafel lieferten. Zwischen uns Malern und den drei Töchtern dagegen, sehr hübschen Mädchen von 16—24 Jahren, gutmüthig, lebhaft und lustig, wie es der Charakter des leichtlebigen Volkes mit sich bringt, knüpfte sich bald ein gar trauliches Verhältniß, und wenn wir morgens der edlen Kunst gelebt, und vor dem Mittagstisch ein erfrischendes Bad genommen hatten, belohnten uns die flinken Mädchen am Nachmittag durch einen weiten Spaziergang, führten uns auf die schönsten Punkte, an denen die Insel so überreich ist, wo dann eine fröhliche Merenda unter Lachen und Singen eingenommen wurde. Auf der steil abfallenden Höhe, welche einst das gewaltige Schloß des Tiberius trug, hauste damals ein schmutziger Eremit, eigentlich seines Zeichens ein Schuster mit dicker, rother Nase und listigen, verliebten Augen. Mit dem trieben unsere lustigen Mädchen tausend Narrenspossen, denn mit Hülfe einer Faglkette Wein und einer Wachtel bewogen ihn die Schelminnen die Kutte aufzuschürzen und uns die Tarantella vorzutanzten, dann trat er ehrbar auf uns zu, schlug andächtig sein Kreuz und bot uns die Blechbüchse: „Ein Almosen für die Kirche, Signori.“

Um liebsten aber bestiegen wir den Monte Solario auf Anacapri, den höchsten Punkt der Insel. Wie leuchten da oben Luft, Himmel und Meer, wie trunken schweift der Blick über die vielbewegten harmonischen Linien der Insel. Da liegt die tiefblaue Fluth mit ihren felsigen Ufern und den weißschimmernden Städten im weiten Bogen von Cap Campanella und Torrent bis Neapel und Bajä. Darüber ragt mit schön geformten Gipfeln der Monte St. Angelo und der dampfende Vesuv, im Vordergrunde Procida und Ischia und weit im Westen wie dunkle Punkte in flüssigem Sonnengolde die fernen Ponza-Inseln. Dann setzte sich wohl Seraphina, das jüngste und schönste der drei Mädchen, auf einen der vorspringenden Felsen, die ihren Fuß in jähem Fall bis hinab in die blauen Fluthen senken; dunkel hob sich die leibliche Gestalt von dem leuchtenden Abendhimmel und mit fröhlich helltönender Stimme sang sie das wunderbare Lied:

„O mare lucida, nastro d'argento“ —

und leise rauschte dazu von unten die Brandung.

Um unsere Dankbarkeit zu bezeugen, lehrten wir abends dagegen den lieben Mädchen Pfänderspiele mit Küßen, so wie die damals im deutschen Vaterlande üblichen Tänze und bald walzten und galoppirten die gelehrigen Kinder des Südens gar fröhlich unter der schönen schlanken Palme, die im Garten vor dem Hause stand. Wenn dann die breiten mondbeglänzten

Blätter über uns rauschten und die phantastischen Bergformen über die weißen Mauern hoch hereinschauten, meinte Seraphina einmal: was die wohl denken mögen! und als ich sie verwundert anblickte, lachte sie: ja, ja, des Nachts, da haben die Berge und die Bäume so ihre eigenen Gedanken! —

Acht oder zehn glückselige Tage, von denen uns einer immer wonnevoller dünkte, als der andere, denn unsere Herzen brannten lichterloh, waren vergangen im dolce far niente, als der älteste und kälteste, Jäger aus Leipzig, uns Andern ins Gewissen redete, daß das Ding unmöglich doch so fortgehen könne, und wir nun endlich Entschlüsse für die nächste Zukunft fassen müßten. Mit schwerem Herzen willigten wir andern endlich in sofortige Abreise; den schwersten Stand aber hatten wir bei unsern jungen Freundinnen, welche die Nothwendigkeit des plötzlichen Abschieds schlechterdings nicht einsehen wollten. Indessen wir blieben standhaft und traten gar betrübt des folgenden Morgens die Rückfahrt an. Die guten Mädchen zerflossen in Thränen, und wir, die eigentlich alle einen größern Hang zum Leichtsinne als zur Gewissenhaftigkeit verspürten, machten unsrer Trauer in Vorwürfen gegen Freund Jäger Luft, der so sehr zur Abreise gedrängt hatte.

So kamen wir in Neapel wieder in unser altes Quartier nach St. Lucia, wo wir so recht zum Hohn den ganzen Tag das so lieb gewordene Giland vor Augen hatten. Zudem waren unsere Pläne, Neapel sogleich wieder zu verlassen, zu Wasser geworden, denn alle Nachbarstaaten hatten sich abgeschlossen und noch verschiedene andere Maßregeln ergriffen, deren Weisheit unser beschränkter jugendlicher Unterthanen-Verstand durchaus nicht einsehen wollte.

Eines Morgens in aller Frühe gab's einen wilden Lärm auf dem Flur vor meiner Thür, ein brauner Kerl stürmt herein an mein Bett, das war Guiseppe, der alte Fischer unten von der piccola marina in Capri. „Ecco Signor Quattro ochi, da seid Ihr ja, was hab' ich Mühe gehabt, Euch aufzufinden; hab' Euch einen Brief zu übergeben, aber lest schnell, ich muß auf Antwort warten, und soll in einer halben Stunde schon wieder unter Segel sein!“ Da stand nun in den beweglichsten Worten die dringende Bitte an uns alle drei, wir möchten doch vor unserer gänzlichen Abreise noch einmal nach Capri kommen, es sei gar so schön gewesen, die lustigen Tänze und die graziösen Spiele, und sie hätten uns außerdem noch gar so viel zu sagen! —

Ja, wer hätte da widerstehen können! Wir sahen einander an, brachen alle drei in ein fröhliches Gelächter aus, und eine halbe Stunde darauf saßen wir wahrhaftig in Guiseppe's Boot.

So wurden abermals acht reizende Tage auf der Insel verträumt, die lieben Mädchen hatten es im Pfänderspiel und Tanz zu einer nie geahnten Vollkommenheit gebracht, der ewig blaue Himmel ließ uns noch einmal Rund-

Schau halten auf allen, uns so lieb gewordenen Plätzen — endlich aber mußte doch geschieden sein — wir waren Alle mehr bewegt als wir zeigen wollten. Da beschenkten sie noch Jeden von uns mit einem kleinen Amulet an seidner Schnur um den Hals zu tragen, das würde uns vor der bösen Krankheit schützen, auch wollten sie alle Tage für uns beten, damit wir glücklich wieder in die ferne Heimath zurück kämen! „Gebt mir auch Guer Lied mit auf den Weg,“ hat ich Seraphinen „singt mir noch einmal „O mare lucida.“ Sie aber schüttelte traurig das Köpfchen und eilte fort. Betrübt stiegen wir den vom ersten Morgenstrahl erleuchteten Pfad zur Marina hinab, wo Guiseppe's Boot schon unser harrete, Seraphina war verschwunden. Doch als wir vom Lande abgestoßen waren, erschien sie plötzlich auf einem der schönen, malerischen Felsblöcke, wie sie dort zahlreich im Meere liegen, schwenkte grüßend ihr Tuch und sang — O mare lucida, nastro d'argento. — —

Mehr denn dreißig Jahre sind seitdem vergangen. — Und wieder an einem goldenen Maimorgen, diesmal in Begleitung meiner Tochter, stieg ich den steilen Felsenpfad von Sorrent zum Meere hinab, um nach meinem geliebten Capri hinüberzusehen. Die Barke, Tags zuvor schon bestellt, lag segelfertig am Ufer, sechs frische Burschen saßen auf den Ruderbänken, Genaro Coppola, der wackre Patrone des kleinen Fahrzeugs, stand wartend am Ufer und plauderte mit einer schlanken Frauengestalt, die mir den Rücken zuwendete. „Ein herrlicher Morgen zur Uebersahrt Signor! In einer halben Stunde haben wir Ostwind, dann sollt Ihr einmal sehen, wie Genaro's Lancia über die Wellen tanzt!“

„Wie lange dauert's mit der Uebersahrt?“ fragte ich, das schmale Brett betretend, das vom nassen Ufersand auf den Schiffstrand gelegt war. „Drei Stunden Herr! wenn der Wind gut ist, und es Euch auf eine Schüssel Maccaroni nicht ankommt für die Ruderer. Ihr erlaubt doch, daß ich die junge Donna da mit hinübernehme; 's ist meine Schwägerin, hat's Heimweh bekommen und soll jetzt wieder zur Mutter zurück nach Capri. Ja, ja 's thut nie gut, wenn unsereins ein Mädchen von der Insel holt, sie bekommen Heimweh und werden krank! Dabei wendete sie mir ihr Antlitz zu — Seraphina! rief ich betroffen, die Wirklichkeit versank vor meinem Blick, ich stand wieder auf steiler Felsenhöhe und ließ den Blick über die entzückende Landschaft schweifen, neben mir stand Seraphina und sang ihr Lied zum Preise des Meeres. — „Ihr kennt die Schwägerin Signor?“ fragte Genaro's Stimme neben mir.

„Ich glaube, ich kannte vor 30 Jahren ihre Mutter, so sah damals Pagari's, des Wirthes Schwester aus.“

„Die ist's, Ihr habt ein gutes Gedächtniß Herr.“

Wir waren eingestiegen, Seraphina setzte sich auf den Boden des Schiffes

lehnte den Kopf an Genaro's Knie und schloß die Augen. Sinnend betrachtete ich das schöne junge Geschöpf, Seraphina's Tochter. Das waren dieselben trotzigen Brauen mit den schelmischen schwarzen Augen darunter, die vollen, rothen Lippen, das kräftig gewölbte Kinn und die feine, zarte Blässe über das ganze Antlitz.

In unveränderter Schönheit wie damals lag das Meer und seine herrlichen Ufer vor meinen Blicken; in blauen Duft gehüllt, wie ich sie zum ersten Male gesehen, stieg die Märchengestalt der Insel aus den Wassern. Genaro hatte Recht gehabt mit seiner Prophezeiung, der Ostwind hatte sich aufgemacht, unsre Bootsleute legten die Ruder nieder, hielten das Segel auf, und wie ein Pfeil schoß nun die Lancia durch die sonnenglänzenden Wogen, daß der weiße Schaum lustig über Bord spritzte. Die junge Seraphina aber war unterdessen, je mehr wir uns der Insel näherten, immer munterer geworden. Das Schweigen war gebrochen, jetzt sang sie plötzlich: *O mare lucida, nastro d'argento!* „Das Lied kenne ich“, sagte ich zu ihr „Eure Mutter sang es so gern.“

„Ja wohl, von ihr hab ich's auch gelernt als Kind, seitdem uns aber das Meer den Vater genommen, darf ich das Lied nicht mehr vor ihr singen.“

Genaro war in bester Laune, nannte uns die Namen der Ortschaften und Felsenvorsprünge des Ufers, sang in kräftigem Bass die Anfangstacte des deutschen Liedes: „Du, du liebs mir in Erzen,“ blinzelte dazu aus seinen schlaun schwarzen Augen meiner Tochter zu und legte bethuerend die Hand auf's Herz. Dann ging er sehr geschickt mit diplomatischer Wendung auf die verschiedenen Zubereitungsarten der Maccaroni über, gab für seinen Theil der landesüblichen *pomo d'orosauce* den Vorzug und meinte, eine tüchtige Schüssel davon möchte nach der frischen Fahrt nicht übel sein. Schon näherten wir uns dem Landungsplatze. Seraphina war aufgestanden, mit leuchtenden Augen und halbgeöffneten Lippen schaute sie nach dem Ufer hinüber. „Seht Herr, dort wo die Palme steht, ist Pagari's meines Oheims Haus, dort werdet Ihr wohnen, denn mir scheint, daß Ihr ein Maler seid. Dort seitwärts steht das Haus meiner Mutter, besucht uns doch, es wächst ein trefflicher Wein auf unsrer Mastaria.“

„Gewiß, aber grüße die Mutter und frage, ob sie sich noch des Signor Quattro ochi erinnert.“

Knirschend wühlte sich der scharfe Kiel in den Ufersand, leicht wie ein Vogel glitt Seraphina über den Schiffsrand, leichtfüßig hüpfte sie mit ihrem Bündelchen den steilen Felsenpfad hinauf, noch einen lachenden Gruß, daß die weißen Zähne zwischen den rothen Lippen leuchteten, ein Wink der Hand, dann war sie zwischen den braunen Felsen verschwunden.

Lärmendes Gewühl umgab uns alsbald. Von allen Seiten wurden Breter auf den Schiffstrand geschoben, braune Arme streckten sich uns entgegen mit einladender Geberde, sich derselben als Behikel über das seichte Wasser des Ufers zu bedienen. Schächtelchen mit Muscheln und bunten Steinchen, Korallenstückchen unter lauten Anpreisungen: „Signor', ecco, antichità“ uns entgegengestreckt, ringsum bedeutendes Lärmen und Geschrei. Mit königlicher Grandezza erhob sich Genaro, wehrte mit gebieterischen Handbewegungen dem zudringlichen Volkstater, belud seine Marinari mit unsern Plaids und Taschen und schritt vor uns her nach Pagari's Haus. Es war schöner und stattlicher geworden als zu meiner Zeit, eine helle, geräumige Vorhalle, eine säulengetragene Loggia, hübsche, wohnliche Zimmer, an Wänden und Thüren mit Malereien verschiedener deutscher und französischer Künstler geschmückt, Jacopo aber, den Wirth und Wachteljäger von ehemals, hatte ich trotz seiner grauen Haare auf den ersten Blick wieder erkannt, dasselbe breite, wenig lächelnde Gesicht, die behäbige, untersezte Gestalt. Ich stieg aufs Dach und schaute mich um — Alles noch wie damals, die kleine Kirche mit der runden Kuppel, die Häuser mit den bauchigen Dächern, die rebenumrankten Loggien, im Garten die Palme, die ihr stolzes Haupt im leisen Winde wiegte.

Am andern Morgen ging ich nach Seraphina's Haus. — Ein altes, gebeugtes Mütterchen stand unter der Thür und hielt sich schützend die runzliche Hand über die Augen. — Das war Seraphina! —

„Ich dacht' es wohl, Signor Quattro ochi, daß Ihr noch einmal kommen würdet,“ rief sie mir entgegen. „Signor Jenero war auch schon da, nun sind's 3 Jahre, aber Margherita ist lange gestorben und er war an ihrem Grabe drüben auf dem Kirchhof.“

„Es freut mich, Donna Seraphina, daß Ihr Euch meiner noch erinnert und der schönen Zeit, da wir jung waren.“

„Ach Herr, wie sollt ich nicht! Was waren das schöne Zeiten, welche brave, junge Leute, die Herrn Pittori, welche reizende Spiele, welche lustige Tänze hatten wir zusammen. Seitdem ist alles schlecht geworden, und die Menschen auch.“ „Nun ich hoffe doch nicht, daß es Euch schlecht ergangen ist, Seraphina?“

„O Herr sehr schlecht und alle Menschen sind schlecht. Sie wollten ihn mir ja nicht lassen, meinen schönen, braven Emanuele,“ fuhr sie hastig und aufgereggt fort, und ein wilder Ausdruck ging über ihre verwitterten Züge. „Er war Marinar, wie Ihr wißt, und sie wollten, daß ich den Michele nehme, den reichen Wirth droben in Anacapri. Ich ließ mich aber nicht zwingen, stand fest zu meinem Emanuele, und als sein Vater starb und das Häuschen leer wurde, da heiratheten wir uns doch, und zogen hinein. Sie verhöhnten

mich Alle, denn Emanuele war arm und Michele war reich, aber ich ließ sie reden, hatten wir uns doch, und freuten uns der beiden kleinen Töchter. Emanuele mußte hart arbeiten bei Tag und Nacht, aber eines Tages fuhr er bei hellem Sonnenschein hinaus und kehrte nicht mehr zurück. Am andern Tage trieben die Trümmer seines Schiffes ans Land und die Leute sagten, er sei ertrunken, aber ich weiß es besser, flüsterte sie, und ihre Augen blitzten unheimlich! Der Michele ist hinausgefahren, und hat ihn umgebracht.“ —

„Und wie ging es weiter?“ frug ich, als Seraphina schwieg.

„Schlecht genug,“ sagte sie bitter. „Ich und die Kinder hatten erst kaum das tägliche Brod, aber ich ließ mir von Keinem etwas schenken, sie haben mich verhöhnt und ich haßte sie Alle.“

Sie schwieg, und blickte finster vor sich hin. Ich hatte tiefes Mitleid mit der alten, verbitterten Frau, die ich als sorgloses fröhliches, junges Mädchen gekannt, und überlegte, ob ich ihr nicht in irgend einer Weise hülfreich sein könnte, aber, als ob sie meine Gedanken erriethe, richtete sie sich stolz auf und fragte rasch mit einladender Handbewegung auf das morsche Gemäuer deutend: „Wollt Ihr nicht eintreten in mein Haus?“

Sie schritt mir voran. Ein dürftiger Raum, zugleich Küche und Wohn-gemach, nahm uns auf, ein lichter Sonnenstrahl fiel durch das kleine Fenster. Meine Tochter saß am Tische und plauderte lachend mit der jungen Seraphina, die ein Paar wackliche Stühle herbeitrug, und mit der Schürze abwischte. „Nun müßt Ihr mir auch Bescheid thun in feurigem Caprwein,“ sagte Seraphina, brachte die Faglette und ein Paar Gläser, „und für die Signorina habe ich auch ein Geschenk in Bereitschaft.“

Sie ging nach dem anstoßenden Raum, wir hörten sie Schubfächer auf- und zuschieben und drin herum kramen. Endlich kam sie zurück und reichte meiner Tochter ein kleines Muschelhörnchen an silbernem Kettchen.

„Das hat mein Emanuele aus dem Meere gezogen und das Kettlein hat er in Neapel für mich dran machen lassen. Ihr mögt es künftig tragen, es wird Euch gut thun gegen den bösen Blick, wie mein Amulet Euren Vater geschützt hat, vor der bösen Krankheit.“ —

Das war mein Wiedersehen mit Seraphina.

Mancher sonnige, wonnige Tag folgte diesem, die Insel übte auch jetzt wieder ihren alten, fesseinden Zauber, aber als der schwere Tag des Scheidens doch endlich gekommen, ließ sich's die alternde Freundin nicht nehmen uns zum Boot zu begleiten. Lange sahen wir sie noch am Ufer sitzen; sie schwenkte nicht wie damals das Tuch, und sang nicht — sie weinte! Wem galten ihre Thränen, dem Abschiede vom alten Freunde, oder der Erinnerung an entschwundene Jugendjahre? Chi lo sa? —

F. D.